



Der Pfahlbau im Attersee.

Zur Vorgeschichte Ober- österreichs.

Die Pfahlbauten.

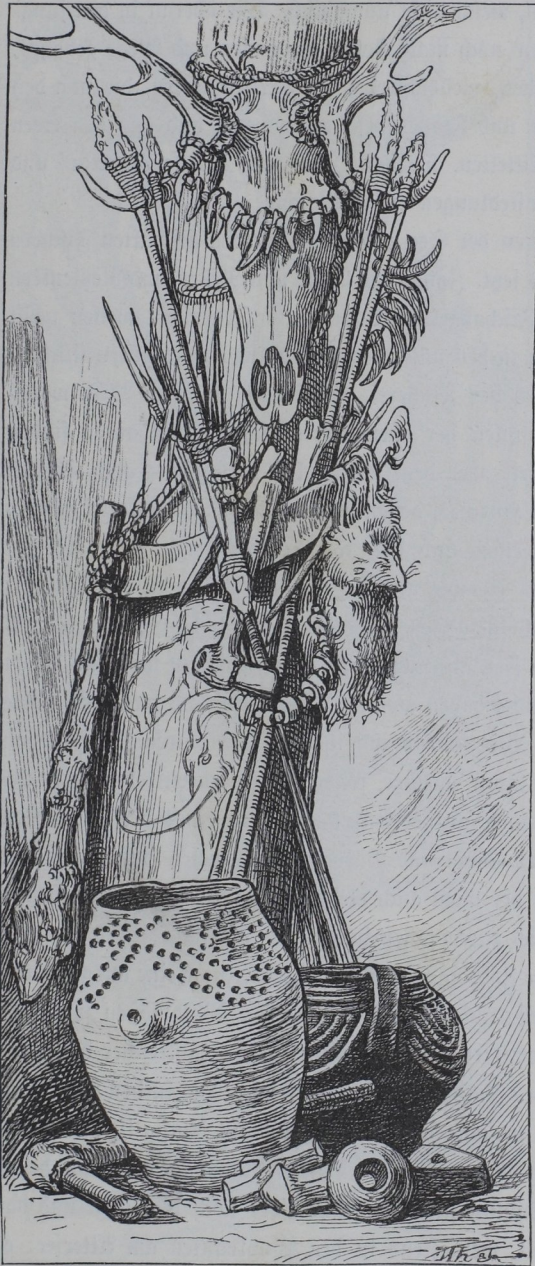
Für die Vorgeschichte des Menschen ist Oberösterreich und Salzburg durch die Pfahlbauniederlassungen bedeutend geworden, welche zuerst am Attersee, dann auch im Gmündener- und Mondsee vor vierzehn Jahren entdeckt wurden. Pfahlbauten sind darum bedeutungsvoll für die Geschichte der menschlichen Lebensweise in Europa, weil sich im Schlamm des Seebettes Alles wohl erhalten zeigt was vor Tausenden von

Zahen aus Holz, Bast oder Flachs erzeugt, was an Getreidearten gesät, an Thieren gezüchtet oder erlegt wurde. Ein besonders vollständiges, in den kleinsten Umständen klares Bild jener einstigen Bewohner lieferten die Pfahlbauvunde, die an den seichten Seeufnern oder im Boden ausgetrockneter Wasseransammlungen allmählig zu Tage traten.

Auf Pfählen, die dicht aneinander gereiht in den Seeboden geschlagen und mit Bohlen bedeckt waren, erhoben sich runde oder wohl auch viereckige Hütten mit Winfen und Stroh gedeckt, in denen an einem Herde in der Mitte des Wohnraumes die Speisen zubereitet wurden, während ringsumher die Familienglieder lagerten. Neben den Wohnhütten waren die Ställe für das Herdenvieh, die Vorrathskammern für Getreide und Nahrungsmittel aller Art. Solcher Hütten gab es viele nebeneinander. Das Pfahldorf war mit dem Lande durch lange Brücken in Verbindung gebracht; den Verkehr auf dem Wasser aber vermittelten Rähne, die, aus einem Baumstamme gefertigt, mit unseren sogenannten Einbäumlern Ähnlichkeit hatten.

Obwohl anfangs nur mit selbstgefertigten Werkzeugen und Waffen aus Stein und Knochen versehen, betrieben die Bewohner der Pfahlbauten nicht nur Fischfang und Jagd, sondern auch Ackerbau und Viehzucht und hatten eine industrielle Begabung, die ihnen gestattete, sich mit den einfachsten Mitteln Alles zu beschaffen, was das Lebensbedürfniß einer seßhaften Bevölkerung erheischt. — Da finden sich Thongeräthe in den mannigfachsten Formen und von guter Consistenz, aus freier Hand geformt und am offenen Feuer gebrannt, Spinnwirteln, Schalen und Becher aus demselben Material, Bastgeflechte, Stricke und Taae, Leinenwebereien mit Stickereien, bearbeitetes Leder, aus Holz geschnittene kleine Gefäße, Artstiele, Hirschhorngeräthe für die Bearbeitung des Bodens und als Einfassungen der Steinbeile oder zu anderem Nutzgebrauche, endlich Steinwaffen- und Geräthe in oft wundervoller Bearbeitung. Feuersteine, Quarzkrystalle, Obsidiane wurden zu Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Messern und Schabern verwendet, die härtesten Felsarten, wie Diorit, Serpentin, Hornblende u. s. w., zu Beilen, Äxten, Meißeln zugeschliffen und als Hämmer verwendet. — Als Schmuck dienten durchbohrte Zähne des Bären, des Hirsches oder Schweines nebst schön gearbeiteten und durchbohrten Steinforallen, die in mehreren Reihen um den Hals oder wohl auch in den Ohren oder in der Nase getragen wurden. Selbst die Steinkohle findet sich zum Schmucke verwendet, der Bernstein der nördlichen Meere ist in dieser Epoche aber noch selten.

Wohnungen auf Pfählen vereinigten die Vortheile einer gesunden und gesicherten Lage bei leichtem Verkehr untereinander. Besonders an Seen, die wegen ihrer Tiefe selten oder nie zufrieren, war die Annäherung der Feinde in großer Menge und die Überumpelung durch nächtlichen Angriff ausgeschlossen und eine Einschließung unmöglich, weil der Verkehr über den See stets offen blieb. Wir können uns ganz gut vorstellen, daß



Waffen, Werkzeuge und Thongefäße aus den Pfahlbauten.

durch Pfahlreihen, welche außerhalb der eigentlichen Niederlassung geschlagen waren, selbst das Nahen mit den Rähnen ershwert war und die Vertheidigung von den geschützten Wohnungen aus erfolgreich sein mußte. Waren, wie dies fast überall nachzuweisen gelang, an einem bewohnten See verschiedene Pfahldörfer, so genügte ein Feuerzeichen, um alle Nachbarn zur Abwehr aufzurufen.

Diese Vortheile, einmal erkannt, führten auch dahin, daß die Bevölkerung dort, wo die natürlichen Bedingungen für eine derartige Behausung sich nicht boten, durch künstliche Anlagen ähnliche Vortheile sich zu schaffen suchte. So wurden Moore und Sümpfe, die nur an einzelnen Stellen zugänglich waren, aufgesucht, Wassergräben ausgehoben oder geradezu um freistehende erhöhte Punkte Wälle und Gräben gezogen, die vom Wasser umspült werden konnten, wie wir dies in unseren Wallbauten der Steinzeit mehrfach vorfinden. Bei der Wahl des Wohnortes war aber nicht nur die Sicherheit vor feindlichen Überfällen, sondern auch die Nahrungsfrage von Gewicht, und auch in dieser Hinsicht, sowie in Bezug auf den Verkehr mußten die

oberösterreichischen Seen viele Vortheile bieten. Durch die unwegjamen Urwälder, welche weitaus den größten Theil der Länder bedeckten, war jeder Wanderzug, jeder Lasttransport

außerordentlich schwierig und gefahrvoll, wenn nicht unmöglich. Wie überall in den jungfräulichen Ländern, in denen die Cultur noch nicht Boden gewonnen und Wege gebahnt, bildeten die Wasserstraßen die natürlichen, vielleicht einzigen Verkehrsadern, die von den Eingeborenen auf ihren leichten Rähnen und Flößen befahren wurden und aus den Seen den Verkehr mit der Außenwelt vermittelten. Deshalb sind auch gerade am Ein- und Ausfluß der Gewässer des Sees die Ansiedlungen am häufigsten.

Was die Nahrung betrifft, so boten der See und die Flüsse den geschickten Fischern der Vorzeit gewiß weit mehr Beute als jetzt. Zahlreiche Reste von Netzen und Netzenkern aus Stein und Thon, Fischhaken und Fischangeln aus Bein und Feuerstein weisen nebst den zahlreichen Skeletresten von Fischen in den unter der Ansiedlung aufgehäuften Küchenabfällen auf den ausgebreiteten Betrieb der Fischerei. — Ebenso reich an Wild waren die Wälder und Gebirge. In den Abfällen der oberösterreichischen Pfahlbauten finden wir eine Wildfauna, welche der Jetztzeit oder dem Mittelalter wenigstens ganz ähnlich ist. Am zahlreichsten sind die Reste des Hirsches, dessen Geweihstangen zu vielerlei Geräth Verwendung finden, die des Wildschweines und des Rehes; die Gemse fehlt bis jetzt gänzlich. Das Elenn, der Wisent, der Urochse und der Steinbock sind in der Schweiz häufig, in Oberösterreich aber gar nicht gefunden worden. Ziemlich häufig scheint auch der braune Bär gewesen zu sein, dessen Fell als Lagerdecke gewiß geschätzt war und dessen Eckzähne den Schmuck des Jägers gebildet haben mochten. Der Hund als treuer Gefährte hat damals schon den Jäger begleitet. Wir fanden ihn in acht Exemplaren. Er war von kleiner Race, vielleicht ähnlich unserem Spitz, welcher, früher weit verbreiteter, eine uralte Form zu repräsentiren scheint und in einer größeren Art noch jetzt eines der wichtigsten Hausthiere der Samojeden ist. Bei der Ober- und Bärenjagd hat dieser Hund aber den Jäger nur wenig unterstützen können, der wohl auch mehr durch List, durch Gruben und Fallen, als im offenen Kampfe sein Ziel zu erreichen suchte.

Bezeichnend für die ganze Epoche sind die Hausthiere, deren Zucht eine ausgebreitete gewesen sein mußte und für deren Erhaltung die Weiden in den Waldblößen sowie die Alpenwiesen Oberösterreichs von hervorragender Wichtigkeit waren. Zahlreicher daher als die Knochenreste des Wildes sind die des Rindes und des Hauschweines in den Pfahlbawniederlassungen. Im Attersee fand sich nur eine Rinderrace. Zunächst häufig ist das Hauschwein, welches nicht vom Wildschwein abzuleiten ist und dessen Ahnen im verschwundenen Torfschwein gesucht werden müssen. Endlich sind als Hausthiere noch die Ziege und das Schaf zu nennen. Nur das Pferd fehlt, wenigstens in den Pfahlbauten am Attersee; es kann aber in dieser Periode schon nachgewiesen werden und dürfte in den Gebirgsgegenden vielleicht nur deshalb nicht gezüchtet worden sein, weil seine Verwendung nicht allgemein sein konnte.



Waffen, Werkzeuge und Tongefäße aus den Pfahlbauten.

Welche Getreidearten und Nutzpflanzen gerade die Colonien am Atter- und Mondsee cultivirt haben, wissen wir nicht bestimmt, da sich diese organischen Reste in dem Seeschlamm nicht erhalten konnten, ohne verkohlt zu sein, und keine der bisher gefundenen Stationen die Merkmale des Brandes zeigt. Wahrscheinlich waren die bebauten Flächen auch ganz unbedeutend. Die Funde in anderen, der gleichen Epoche angehörenden Pfahlbauten in der Schweiz, besonders in Robenhaußen, lassen aber erkennen, daß Weizen, Gerste, Hirse und Flachs damals schon gebaut wurden; Korn, wie es scheint, fehlte gänzlich, Hafer tritt erst später auf. Auf breiten Mahlsteinen mit rundlichen Handsteinen (Kornquetschern) zerrieben, also nicht mit aufeinandergehenden Mahlsteinen, die einer späteren Zeit angehören, gemahlen, wurde das also gebrochene Getreidekorn auf heißen Steinen gebacken. Reste solchen Brodes finden sich in Robenhaußen noch vor. Die Analogie der Funde von Robenhaußen, Wangen mit denen am Attersee, besonders aber das Vorhandensein solcher Kornquetscher und großer Mahlsteine läßt darauf schließen, daß auch in Oberösterreich der Getreide-

bau den Einwohnern nicht ganz fremd war. — Die Naturvölker der Pfahlbauten müssen, um sie richtig zu beurtheilen, vor Allem, im Gegensatz zu den später eingewanderten,

nomadisirenden und kriegerischen germanischen und keltischen Volksstämmen, deren Kriegszüge die Geschichte uns beständig vorführt, als ein durchaus sesshaftes, friedliches Volk angesehen werden, welches in großen Gemeinschaften dauernd an der gewählten Stelle verblieb und durch allmälige Cultur des Bodens, durch Züchtung der Hausthiere die breite, arbeitende Schichte der Bevölkerung bildete. Für die lange Dauer der Sesshaftigkeit spricht die sogenannte Culturichichte, welche sich von den Abfällen allmählig unter der Ansiedlung bildete und bis zu einem halben Meter und darüber im Seeschlamm eingebettet ruht. Für die Ausbreitung der Bevölkerung sprechen die tausend und aber tausend Pfähle, die ganze Strecken des Seebodens bedecken, und die zahlreichen Stationen an einem und demselben See. Außerdem erweisen die Pfahlbauten sich deßhalb als die eigentlichen Wohnsitze, weil sie von der reinen Steinperiode, also von der Zeit, wo die Verwendung der Metalle in Europa noch ganz unbekannt war, durch die vorgegeschichtlichen Perioden der vorwiegenden Verwendung der Bronze bis in die historische Zeit der Ankunft der Römer und oft noch darüber hinaus ununterbrochen bewohnt blieben. Nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden ist daher der Bestand dieser so häufigen und noch vor kurzem den Geschichtsforschern und Archäologen ganz unbekanntem Besiedlungsweise der Pfahldörfer zu rechnen.

Unsere Pfahlbauten in den Alpen sind durchwegs der Steinzeit angehörig, wenn auch nicht nur einzelne Bronzen, sondern auch Umgußversuche und sogar selbständige Metallarbeiten aus Kupfer einzeln vorkommen. Daraus erhellt, daß die der Steinzeitkultur angehörigen sesshaften Bevölkerungen unzweifelhaft in den Pfahldörfern fortbauerten, als schon die keltogermanischen und metallkundigen Völker in unsere Gegend kamen. Von ihnen erhielten sie vorerst im Tauschwege Bronze und lernten von ihnen und betrieben später unter ihnen die Erzgewinnung sowohl als die Erzbearbeitung; daher das Vorkommen einzelner, stilistisch wie technisch vollendeter Bronzen mitten in der Culturichichte der Steinzeit.

Am Attersee, wo die ersten Pfahlbauten Osterreich-Ungarns ausgebeutet wurden, sind folgende Stationen bekannt: Seewalchen, Aufham, Weyeregg, Puschacher, Attersee und Kammer, die zum Theil nur eben als Pfahlbauten constatirt und nicht weiter ausgebagert wurden. Sie liegen alle in der Nähe der bezeichneten Ortschaften; Pfähle sind nirgends sichtbar. Aus Weyeregg, Seewalchen und Puschacher stammen die meisten Fundobjecte, welche sich im k. k. naturhistorischen Museum befinden. Auch im Gmundener See war unmittelbar vor dem Ausflusse der Traun, also an der Stelle von Gmunden, ein Pfahlbau, im Mondsee wurden mehrere sehr bedeutende und reiche Stationen ausgebeutet und beschrieben. In den anderen oberösterreichischen und nahegelegenen steirischen Seen ist trotz sorgfältigen Suchens bis jetzt kein Pfahlbau gefunden worden.

Sehen wir uns nun in den nach Hunderten zählenden Steingeräthen, Thonwaaren u. s. w. um. Da sind, um gruppenweise vorzugehen, vorerst ins Auge fallend die Feuerstein- und Hornblendewaffen, deren Material meist heimisch ist. Wir unterscheiden hier die fein zugescharften Feuerstein-Pfeilspitzen, ferner halbrunde Messer oder Sägen und Lanzenspitzen. Wenn auch nicht so vollständig, wie die aus weit besserem Feuerstein geschlagenen Waffen Belgiens und Dänemarks, sind sie doch auffallend schöner als die Feuersteingeräthe im Besitze der Mammuth- oder Kenthierjäger. Eine Unmasse Hornsteinsplitter, halbfertige und mißglückte Stücke in allen Stufen der Vollendung bezeugen deutlich die Erzeugung an Ort und Stelle. Dies gilt auch von den Steinärzten, Steinbeilen und Hämmern. Alle diese Äрте waren in Hirschhorneinfassungen zum Handgebrauch oder mittels Pech und Riemen an Holzschäften und in Holzkeulen befestigt, welche in der Art unserer Äрте geschwungen wurden. Eine dritte Art von Steinwaffen sind die Steinhämmer und Steinkeulen. Sowie die Steinärzte aus Serpentin und Hornblendegestein zuerst geschlagen und dann mit der Hand auf dem Schleifstein zugeschliffen und polirt, unterscheiden sie sich von den ersteren durch das cylindrische Stielloch, welches haarscharf ausgedreht und ausgebohrt ist. — Ebenso geschickt waren die Pfahlbauer in Verwendung der Knochen und des Hirschhorns zu Werkzeugen aller Art, die theils zur Feldarbeit, theils zum gewerblichen Betriebe, besonders zur Weberei und Töpferei dienten. Bemerkenswerth ist die Durchbohrung von Zähnen zum Schmucke. Von Holzgeräthen ist natürlich sehr wenig erhalten geblieben, weil sie des bergenden Schutzes entbehrten.

Von besonderem Interesse der Formen und der Ornamentik wegen sind die Thongefäße. Zumeist sind es nur Bruchstücke, die zu Tage gefördert wurden, nur selten kleinere Gefäße, die uns unverfehrt erhalten blieben. Doch waren sehr große Thongefäße gewiß schon vorhanden; das zeigen die dickrandigen, mit Quarzkörnern reich gemengten, wenig gebauchten Scherbenstücke. Der Lehm ist durchwegs wenig geschlemmt, immer mit Sand durchsetzt, die äußere Form ungleichmäßig geknetet, der Brand unvollständig. Die Töpferdrehscheibe war eben noch unbekannt, denn sie gehört zu den verhältnißmäßig spät eingeführten gewerblichen Hilfsmitteln, die uns meist erst mit den Römern überkommen sind. Troß dieser ungefügen Formen und des schlechten Materials aber diente der plastische Thon doch schon zur Entfaltung von ornamentalen Mustern und zu Modellirungsversuchen. Von der allereinfachsten Verzierung in übereinandergeordneten Strichen und Punkten durch den Druck des Fingernagels oder eines spitzen Instrumentes hervorgebracht, führt das Motiv der Striche, die geradlinig, schräg, im Halbkreis und im Kreis gezogen werden, mit den früher angeführten Punkten zu einer großen Variation von geometrischen und linearen Mustern. Diese Eintiefungen waren mit Kreidestaub ausgefüllt und weiß, das Gefäß selbst röthlich und schwärzlich überstrichen, wie sich hier und da noch erkennen läßt.

Damit ist der Farben- und Formensinn der Pfahlbauer charakterisirt und ergänzt sich durch die Webe- und Flechtmuster, welche dieselben linearen Ornamente, wahrscheinlich in diesen drei Grundfarben des uncultivirten, einfachsten Farbensinnes, trugen. Solchen Völkern, wie wir sie hier vor uns haben, ist nun die Fähigkeit der Metallgewinnung und Bearbeitung in einfacher Weise durchaus nicht abzusprechen, da wir die Kenntniß des Eisens bei vielen Negerstämmen, die des Kupfers bei den Indianern finden. Zeigen sich aber stilistisch vollendete Bronzen mitten in dieser Epoche, so bilden sie einen offenbaren Contrast und müssen als fremd bezeichnet werden, da hier nicht nur die geradezu künstlerische Formgebung, sondern auch die höchst complicirte Legirung von Metallen, unter denen eines, das Zinn, unsern Ländern völlig fremd ist, für die Einführung sprechen. Anders ist es mit den den Bronzen scheinbar nachgeformten Kupfergeräthen, deren Lehmsformen in Pfahlbauten oft gefunden und gewiß auch von den Eingebornen des Atter- und Mondsees gefertigt wurden, da die Gußschalen mit Metallresten in dortigen Pfahlbauten häufig vorhanden sind. Der Zusammenhang unserer Eingebornen mit den fremden Bronzevölkern ist uns allerdings nicht völlig klar. Wir können einestheils nicht annehmen, daß die so zahlreichen Einwohner durch letztere ganz verdrängt oder gar vernichtet wurden, und andererseits können wir sie doch nicht mehr unter den jetzigen Volksstämmen wiederfinden. Wir haben in Oesterreich nur unbedeutende Schädelreste, im Attersee z. B. nur eine Hinterhauptschuppe gefunden. Aber auch anderswo sind nicht viel Skeletreste gefunden worden, denn die Pfahlbauer begruben ihre Todten auf dem Lande.

Wenn ferner der Besitz von Getreidearten, wie von Weizen, der mit dem ägyptischen Weizen verwandt ist, und von Hausthierracen, welche entschieden fremd sind, wenn endlich der Besitz von Nephritbeilen, deren Gestein auf Indien hindeutet, es unzweifelhaft erscheinen läßt, daß Beziehungen mit fernem Ländern bestanden haben, so ist die Einwanderung der zahlreichen Bevölkerung, die wir in den Pfahlbauten über ganz Europa verbreitet finden, damit noch nicht erwiesen, ebenso wie die Auswanderung oder die Vernichtung derselben dadurch nicht wahrscheinlicher geworden ist, daß wir sie heute nicht mehr im Völkergemische besonders nachweisen können.

Die Hallstatter Funde.

Ebenso wie die einzelnen künstlerisch vollendeten Bronzen in den Pfahlbauten der Steinzeit treten unvermittelt nach dieser Epoche die Bronzevölker in Mittel-Europa auf, deren Kultur wir fast ausschließlich im Gegensatz zu den Wohnstätten der Steinzeit nur in ihren Gräbern und den darin vorkommenden Grabbeigaben erkennen.

Grundverschieden in Allem, was die Charakteristik eines Volkes ausmacht, scheinen uns diese neuen Ankömmlinge. Reich an schönen Bronzen, die auf das beste aus feinem



Bronzesunde aus Hallstatt.

Blech getrieben oder aus Bronzedraht gebogen sind oder in unnachahmlich zarter Form gegossen wurden, — reich an Gold, Bernstein und Elfenbein war ihre Bewaffnung, ihr Schmuck. Eine sehr verbreitete Ansicht versetzt die Kenntniß der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens in eine spätere Zeit. Jedenfalls war der Gebrauch desselben zu Beginn dieser Periode nicht allgemein. Goldglänzend und farbenprächtigt, kriegerisch und prunkfüchtig haben wir uns diese Ankömmlinge vorzustellen, die als Eroberer und als die ersten Culturträger im engeren Sinne in das Land einzogen. Als Kelten treten sie in der Geschichte auf und erscheinen gefahrdrohend an den Pforten Italiens. Sie waren, wie es scheint, nicht sesshaft, und keine Wohnstätte deutet auf friedliche, langandauernde Besiedelung an einem und demselben Orte. Nur der Betrieb des Bergbaues hat sie selbst in unwirthlichen Gegenden festgehalten.

In Hallstatt, auf dem Salzberg, ist eines der ausgedehntesten und reichsten Gräberfelder jener Zeit vor 40 Jahren entdeckt und durch systematische Grabungen ausgebeutet worden. Nahezu 2000 Gräber ergaben ein blendendes und fast vollständiges Bild jener Epoche. Die Bestattungsart ist daselbst eine zweifache: die directe Beerdigung des Leichnams und die Verbrennung desselben. Die unverbrannt beerdigten Leichen wurden in ihren Kleidern, ihrem Schmucke, oft auch mit den Waffen, verschiedenen Geräthen, Thongefäßen zc. in den entsprechend vorbereiteten Gräbern beigelegt. Nach den gefundenen Skeleten gehörten die Begrabenen einem großen, kräftig und gut gebauten Menschenschlage an. Die Schädel charakterisiren sich dadurch, daß sie lang und schmal (dolichocephal) sind, mit hervorragendem Hinterhaupte und schmaler, zurückstehender Stirn. Das Gesicht ist länglich mit hervorragender Nase, etwas vortretendem (prognathem) Oberkiefer, hohem Unterkiefer und senkrecht stehenden, nicht vortretenden Hochbeinen. Es ist also derselbe Typus, welchen man nach seinem Vorkommen in den germanischen Reihengräbern den germanischen Typus nennt und für welchen die großen, blondhaarigen und blauäugigen Germanen das bekannteste Beispiel sind, womit wir noch nicht sagen wollen, daß wir in den Hallstatter Gräbern Germanen vor uns haben, da auch die keltischen Völker vielleicht ähnlichen Typus hatten. Bei der Leichenverbrennung wurden die gesammelten Überreste derselben, als: Knochentheile, Asche und Kohlen in Form eines niederen Haufens auf dem Boden des Grabes ausgebreitet. Bei diesen verschiedenen Bestattungsarten lassen sich merkwürdigerweise außer den Unterschieden in der Behandlung des Leichnams selbst keine anderweitigen Verschiedenheiten constatiren, weder mit Bezug auf das Geschlecht, noch auf das Alter oder den Rang der Verstorbenen. Skelet- und Brandgräber waren über das ganze Grabfeld ziemlich gleichmäßig zerstreut.

Die Waffen sind zum Theile aus Bronze, zum größeren Theile aber aus Eisen. Die Angriffswaffen waren Lanzen, Beile, Schwerter und Dolche. Lanzen sind die am häufigsten

vorgefundenen Waffen. Sie sind mit Ausnahme von wenigen Stücken aus Eisen und zeigen zwei Formen: eine schmale und lange mit starkem Mittelgrat als die häufigere und eine Form mit breitem Blatte als die seltenerere. Daneben finden sich auch kurze Spitzen von Wurfspeeren. Die Hieb Waffen sind nicht so häufig als die Stichwaffen. Ihre Hauptmasse bilden die ebenfalls meist aus Eisen angefertigten Beile. Dieselben haben eine schlanke Form mit kurzer Schneide und sind für die Befestigung an einem knieförmig gebogenen Stiele eingerichtet. Von den Schwertern sind zwar ebenfalls die meisten aus Eisen, aber ihre Klingen haben noch die den Bronzeschwertern charakteristische breite, schilfblattähnliche

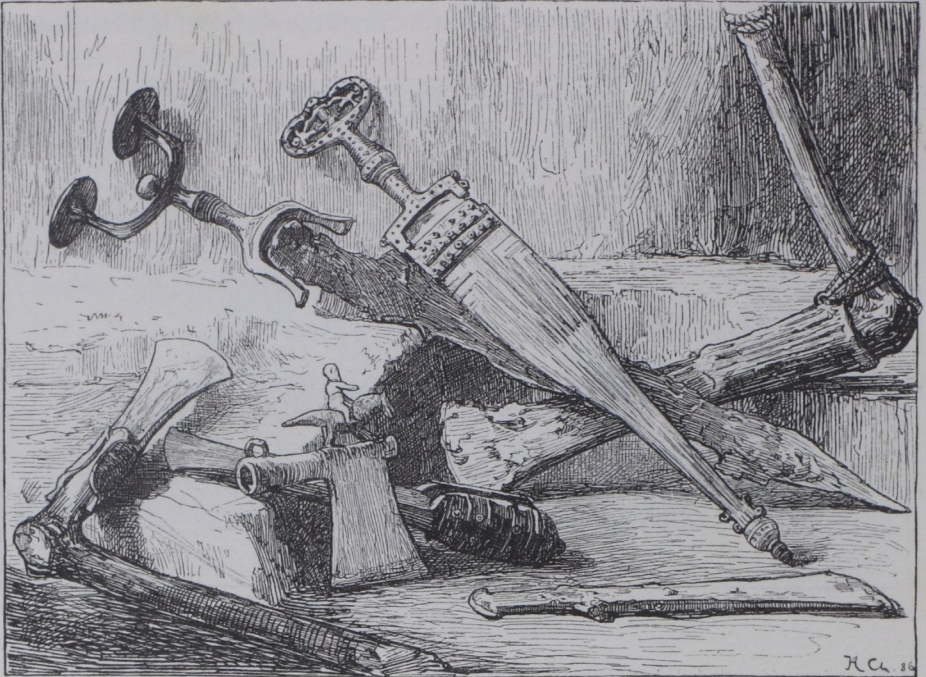


Ausgrabungen aus Hallstatt.

Form mit meist geradlinig jäh zulaufender Spitze. Die durchwegs zweischneidigen Klingen haben eine Länge von 60 bis 100 Centimeter. Die Handgriffe endigen in große, manchmal aus Elfenbein geschnitzte Knäufe oder in Bronzegriffe. Auch Kurzschwerter und Dolche mit den zuletzt beschriebenen Griffenden sind nicht selten. Die Scheide war zumeist aus Holz, manchmal mit einem Bronzeblechstreifen umwickelt oder mit einem Ortbande versehen; in einigen Fällen war sie aus Bronzeblech und mit Mundsaum und Ortband beschlagen. Das Schwert scheint nur von den angesehenen Männern getragen worden zu sein. Kleine Pfeilspitzen aus Bronze, flach, mit zwei dünnen, langen Widerhaken oder dreikantig, gehören zu den selteneren Vorkommnissen. Von Schutzwaffen ist sehr wenig gefunden worden. Die alten Hallstätter scheinen auf sie geringes Gewicht gelegt zu haben. Zum Schutze des Kopfes dienten Helme aus getriebenem Bronzeblech. Von anderen Schutzwaffen hat man nur einige flache Achselschienen und runde Schildbuckel gefunden.

Eine sehr häufige, auch in den ärmeren Gräbern zu findende Beigabe ist das kleine eiserne Messer mit concaver Schneide und etwas geschwungener Spitze. Auch Schnappmesser mit beinerner Schale kommen vor.

Unter den Schmucksachen zeichnen sich vor Allem die breiten, meist auf Leder befestigten Bronzeblech-Gürtel mit mannigfaltigen getriebenen oder fein gravirten, meist geometrischen Ornamenten, sowie die noch häufiger vorkommenden, nur mit einzelnen

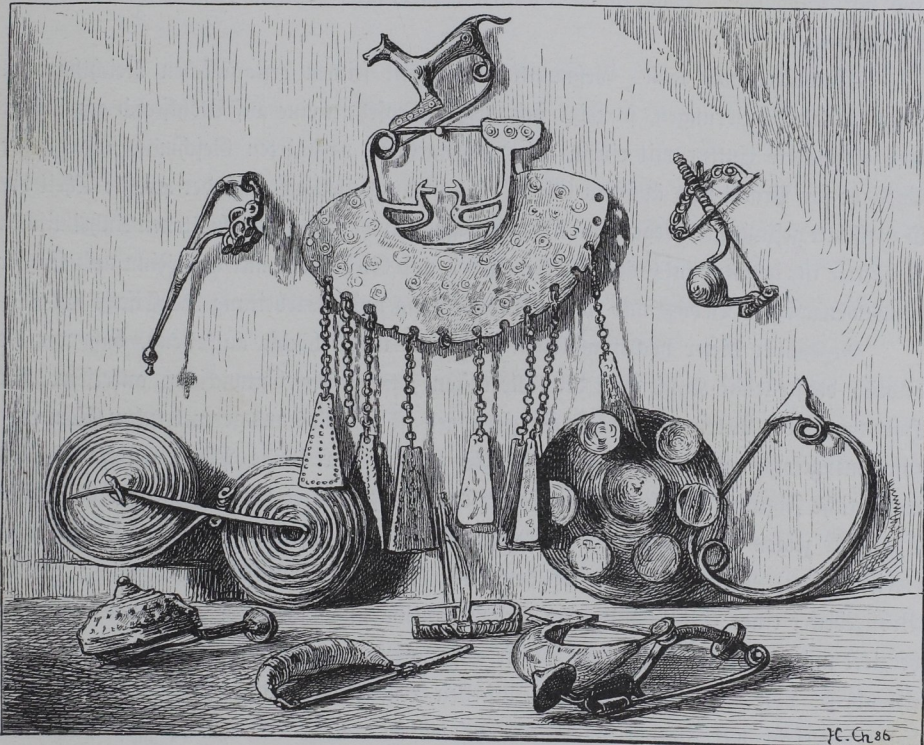


Beile und Dolche aus Bronze und Eisen aus Hallstatt.

Blechen oder mit zahlreichen Bronzeknöpfchen besetzten Leder- oder Bast-Gürtel aus. Sie wurden von Männern und Frauen getragen, und zwar entweder schräg über Brust und Schulter oder als Leibgurt, wie er heutzutage noch in Tirol üblich ist. Theils dienten sie als Wehrgehänge, theils zum Zusammenfassen des Gewandes. Der Verschluss derselben wurde durch einen einfachen Haken hergestellt; Schnallen kannte man nicht. Am stärksten sind die zum Zusammenhalten des Gewandes dienenden, fast durchwegs aus Bronze gefertigten langen geraden Gewandnadeln und die Fibeln vertreten, da sie bei dem Mangel an Knöpfen und Knopflöchern nebst dem Gürtel die Hauptmittel zum Zusammenhalten der Kleidung bildeten. Diese Fibeln sind nach der Art unserer Sicherheitsnadeln und Brochen construirt und zeigen eine große Mannigfaltigkeit der Formen. Am häufigsten fanden sich

die aus einem Stück Draht gemachten brillenähnlichen Doppelspiralfibeln, welche man deshalb speciell Hallstatter Fibeln genannt hat.

Weitere charakteristische Bestandtheile des Schmuckes sind die manchmal sehr umfangreichen, aus Ketten, Klapperblechen und anderen oft sehr seltsam geformten Bronzebestandtheilen zusammengesetzten Ziergehänge und die theils massiven, theils hohlen, mit Halbkugeln oder Querrippen verzierten Armringe. Einen sehr häufigen Schmuck bildeten



Bronze-Schmuck-Fibeln aus Hallstatt.

Schnüre aus Bernstein- und Glasperlen. Bemerkenswerth erscheint, daß vielen der bronzenen Schmuckstücken durch aufgelegtes Blattgold ein kostbareres Äußere verliehen und kleinere Gegenstände auch manchmal ganz aus Gold gefertigt wurden, daß aber niemals Silber angewendet ist. Von Wichtigkeit sind ferner die in großer Zahl (über 200) gefundenen Bronzegefäße. Wir finden da Situlae, das sind konische Eimer mit weiter Mündung und theils ohne, theils mit einem oder zwei Traghenkeln, ferner cylindrische, quengerippte Cysten, bauchige Vasen mit weitem, hohem Hals und herausgeschlagenem Rande, Becken mit verschieden geformten Fußgestellen, Schüsseln, Schalen und Schöpfgesäße. Die Thongefäße, welche man fast in allen Gräbern zu ein bis fünfzehn Stücken

gefunden hat, waren durchweg aus freier Hand, ohne Anwendung einer Töpferscheibe gemacht und schwach gebrannt, in keiner Weise glazirt. Die Formen sind bauchige Urnen, kleine Töpfe mit oder ohne Henkel, bauchige Schalen mit kleiner Basis, flache Schüsseln mit breitem Rande, einfache Teller u. s. w. Die Ornamente, aus Linien und Kreisen combinirt, sind meist eingedrückt, seltener mit Farben aufgemalt. Als ein negatives Moment verdient angeführt zu werden, daß unter diesen Grabfunden keinerlei Münzen und mit Ausnahme einiger in die Situlen eingepprägter Zeichen keine Schriftdenkmäler vorkommen.

Überblicken wir dieses Gesamtinventar mit seinem erstaunlichen Reichthum an Formen und Verzierungen, so zeigt sich uns in demselben eine auf Wohlstand gegründete hoch entwickelte Kultur mit einem ganz eigenartigen raffinirten Geschmack und großer Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz. Es ist unzweifelhaft, daß der größte Theil der in Hallstatt gefundenen Gegenstände das Erzeugniß einer sehr vorgeschrittenen einheimischen Industrie ist, deren Hauptstärke im Schmieden und Gießen der nur aus Zinn und Kupfer zusammengesetzten Bronze und in der Ausscheidung und Bearbeitung des Eisens lag.

Gegenüber dieser hochentwickelten Industrie ist es höchst auffallend, daß wir die bildlich darstellende Kunst auf den allerersten Stufen der Entwicklung antreffen. Die Hauptmasse der vielen und reichen Verzierungen ist fast bloß aus geometrischen Elementen zusammengesetzt, zwischen welchen nur hin und wieder kleine Pferde, Schwäne und menschliche Figuren in plumpester Nachbildung eingeschaltet sind. Denselben primitiven Charakter zeigen die wenigen als Motivgegenstände aufzufassenden plastischen Thierfiguren (meist Stiere), welche gefunden worden sind. Nur einzelne Gegenstände, wie z. B. der Bronzedeckel einer Situla und eine Schwertscheide sind mit besser gezeichneten Figuren verziert und daher als importirte Stücke aufzufassen, welche, sowie das Vorkommen von Elfenbein, von Meeresmuscheln u. s. w., auf den regen, durch den Salzhandel bedingten Handelsverkehr mit Italien hinweisen dürften. Wie diese Beziehungen zu den nächstverwandten Nachbarn, den Etruskern, waren, wissen wir nicht genau nachzuweisen. Es scheint aber festzustehen, daß dort der griechische Kunsteinfluß sehr bald für die Bemalung der Thongeräthe und für figurale Darstellungen überhaupt maßgebend wurde, während in unseren Alpenländern der altheimische Stil, wie er in Hallstatt vollendet vor unser Auge tritt, bis zur Ankunft der Römer fortgedauert hat. Werfen wir einen Blick auf jene Eingeborenen der Pfahlbauten zurück und vergleichen wir damit die uns in Hallstatt überkommenen Schätze, so werden wir keinen Augenblick zweifeln, daß wir nicht mehr dasselbe Volk vor uns haben, sondern daß mit neuen Völkern eine neue Culturstufe in unseren Ländern eintrat, die erst durch die weit überragende Civilisation der Römer verhältnißmäßig rasch verdrängt wurde.

Aus der Römerzeit.

Entsprechend der Gliederung des Landes haben wir drei römische Straßenzüge zu unterscheiden: die Donau-Uferstraße, die Binnenstraße und die Straße zu den Alpenpässen. Die Donaustraße vom Inn bis zur Enns zog sich mit steter Berücksichtigung des Terrains und daher vom heutigen Straßenzuge mehrfach abweichend von der Innstadt Passau am Flußufer bis Mühlbach, erstieg hier die Höhe der Donauleiten und erreichte über Eberhardszell erst bei Raften wieder den Strom, dessen Ufer sie bis Engelhartszell folgte, wo nach verschiedenen Funden ein kleines Castell stand; nun lief die Straße am Ufer bis Engelszell und wieder die Höhe erklimmend über Steinödts bei St. Agyd, umging in weitem Bogen die tiefe Schlucht des Kesselbaches und gelangte über Wallern und Straß auf dem Ramme der Donauleite nach Schlägen, wo an strategisch wichtiger Stelle das Castell Joviacum stand; von diesem ging der Straßenzug an der Ruine Stauf vorüber gegen Pfaffing bei Hartkirchen und nach Michach, wo ein kleines Castell zur Bewachung des durch die Mühel vermittelten Zuganges ins nördliche Land stand. Der rechten Seite des Michachbaches folgend kam die Straße nach Eferding, wahrscheinlich das Marinianum der Peutingerischen Tafel, und wieder von der Donau sich entfernend über Straß und Alkoven nach Straßham und im Süden des Kürnberges über Ruffling zum Castell Lentia (Linz), welches den Haselgraben, die Donau-Auen und das Traunthal beherrschte, über Kleinmünchen, Ebelsberg nach Lauriacum (Enns). Von Alkoven zweigt sich eine Straße ab, welche, über Auberg und Ostering ziehend, die Traun bei Haid in der Nähe von Ansfelden überseht, deren rechtes Ufer bis Ebelsberg verfolgte und hier in die Hauptstraße einmündete; noch im Mittelalter bewegte sich auf dieser kürzeren Straße der Hauptverkehr.

Die zweite Hauptstraße Noricum's war die von Enns über Dvilava (Wels) nach Salzburg (Zuvavum) führende. Von Lauriacum bis zum Traunübergange fällt sie mit der Uferstraße zusammen. Hier zweigte sie sich ab und führte am rechten Traunufer über Schleißheim nach Dvilava, dem bedeutendsten Orte des nferländischen Noricum. Von Wels zog die Straße über Schwanenstadt (Tergolape), Frankenmarkt (Laciacum) und Neumarkt (Tarnantone) nach Salzburg. Ihr Zug ist in der Peutingerischen Tafel angegeben und Funde wie Namen längs der angedeuteten Strecke lassen über den Straßenzug keinen Zweifel. Bei Wels findet sich ein „Straß“; in Lambach ein römischer Denkstein; in Michkirchen bei Winsbach wurden kleinere Funde gemacht; ein Meilenstein von Kaiser Septimius Severus wurde in Thalham, ein anderer in Mösendorf gefunden; der Name des Schlosses Walchen zwischen Böcklmarkt und Frankenmarkt und der Name Straßwalchen sind sprechende Zeugnisse für den Zug der Straße.

Die Hauptverbindungsstraße mit dem binnenländischen Noricum zog von Wels aus im Thale des Sipbaches über den Altbach nach Pettenbach (Poststation *Vetonianis*), über den Magdalenberg und Inzersdorf nach Kirchdorf, Micheldorf und Klaus (Station *Tutatio*) und an der Steyr und Teichel fort in das schöne alpine Thalbecken von Windischgarsten, wo die römische Poststation (*Ernotatia*) 1869 ausgegraben wurde. Von da zog die Straße über den wichtigen Pyhrnpaß nach Viezen (*Gabromagus*) in Steiermark.

Auch eine Reihe von secundären Straßenzügen ist durch Funde und Namen belegt. Von Öhling an der Url in Niederösterreich führte eine Straße nach Steyr, wo wir eine römische Warte an der Stelle des jetzigen Lamberg'schen Schlosses vermuten dürfen. Eine Verbindung von Steyr mit Lauriacum über Kronsdorf ist sicher, ebenso eine über Sierming mit dem Kremsthale und eine dritte durch das Steyrthal bis Altenmarkt in der Steiermark. Wels war mit Eferding durch eine Straße verbunden, die über Weizenkirchen nach Peuerbach und über den Kamm der Berge bis zum Jungferstein führte, wo sie sich spaltete: ein Zweig führte über Grafendorf nach Passau, der andere nach Stanacum bei St. Ägyd. Bei Straßwalchen zweigte von der Hauptlinie eine Straße ins Mattigthal ab, welche über Schalchen nach Braunau führte; längs derselben wurde bei Munderfing eine römische Villa, bei Mattighofen ein Begräbnißplatz aufgedeckt. Eine Straße am rechten Innufer verband Salzburg mit Passau; auf oberösterreichischem Gebiete ist sie durch Funde in der Gegend von Wildshut und Ostermiething, Tarsdorf und Ranshofen bestätigt. Ins herrliche Salzkammergut endlich zog man auf der Straße von Schwannstadt-Gmunden-Tschl, welsch letzteres später als römische Zollstation (*statio Escensis*) erscheint und wo ein römischer Grabstein im Unterbau des Pfarrkirchenthurmes zu sehen ist, nach Goisern und Hallstatt; römische Funde späterer Zeit kamen in Leifling und St. Agatha (bei Goisern), sowie am Arikogl bei Steeg am Hallstatter See, hier ein reicher Goldschmuck, zu Tage. Von Wöcklabruck führte eine Straße zum Kammersee und zum Mondsee; Funde sind von Seewalchen, Steinbach, Weyeregg und Mondsee bekannt.

Aus der Reihe von Ortschaften, welche in römischer Zeit bestanden, ragen zwei bedeutsam hervor, *Dvilava* und *Lauriacum*, auf deren Geschichte ein Blick geworfen werden möge. *Dvilava* war wohl schon eine Ansiedlung der einheimischen keltischen Bevölkerung. Römische Colonie wurde es unter Kaiser Marcus Aurelius (161 bis 180 n. Chr.) während des blutigen Krieges, den dieser Kaiser gegen die Markomannen führen mußte; diese waren durch die Schluchten des Mühlviertels nach Noricum vorgezogen, ja bis *Aquileja* gelangt. Der Kaiser errichtete zum Schutze Noricums und *Rhätiens* zwei neue Legionen, die zweite italische (*legio II. Italica*) für ersteres, die dritte italische für letzteres. Zugleich wurde die Colonie *Dvilava* gegründet und in *Lauriacum* ein Legionslager erbaut. Als Führer der zur Gründung *Dvilavas* gewählten Veteranen



Römische Funde.



wurde Ailius Flavius, Duovir oder Bürgermeister und erblicher Decurio oder Rathsherr des alten, in jenem Kriege zerstörten Municipiums Cetium (an Stelle des jetzigen St. Pölten) bestimmt. Der Grabstein dieses Mannes, der auch die Priesterwürde bei der Gottheit des Kaisers Hadrian bekleidete, ist im Stifte Lambach zu sehen. Als Haupttrejervposten der norischen Ufercastelle am Kreuzungspunkte der nach Pannonien und Bindeleicien führenden Straße mit der ins Innere führenden Verbindungs- und Rückzugslinie war Dvilava von bedeutender Wichtigkeit. Als Festung der Civilstadt dürfen wir die Stelle ansehen, wo

später die kaiserliche Burg stand; der Begräbnißplatz befand sich bei dem Dorfe St. Bernhardin, nahe der heutigen Cavallerie-Kaserne. Zahlreiche, seit Jahrhunderten dem Boden entnommene Funde bestätigen, daß Dvilava ein bedeutender Ort gewesen; er bestand noch im letzten Drittel des V. Jahrhunderts, da man dort noch eine Münze des Kaisers Procopius Anthemius (467 bis 472) gefunden hat. Erst nach dieser Zeit, vielleicht zu der St. Severins, fand es seinen Untergang, um im frühen Mittelalter (776) als Slavenansiedlung Weles wieder aufzutauchen.

Lauriacum wurde zur selben Zeit wie Dvilava als Hauptquartier der zweiten italischen Legion angelegt. Noch ist deutlich die Stelle des Standlagers zu erkennen; nordwestlich von der Stadt Gnns, zwischen dieser, Lorch, St. Laurenz und der Bahnlinie findet sich eine Fläche von 350 Meter Länge und 250 Meter Breite (1800 : 1400 römische Fuß), von einem noch theilweise erhaltenen Graben von 3 Meter Tiefe und 4 Meter Breite und entsprechendem Walle eingeschlossen, jetzt Acker, Gärten, Gebäude enthaltend. Der Länge nach durchschneidet den Platz ein Weg, welcher dem Hauptwege des Lagers (via principalis) entspricht; er wird von einem zweiten gekreuzt, der via praetoria. Jener Theil, wo im Prätorium der Commandant des Lagers seinen Sitz hatte, ist die Hauptfundstelle von Alterthümern gewesen: außer Ziegeln mit dem Stempel der Legion und interessanten Cursivschriften Münzen, Ringe, Militärmedaillen für Legionäre, Krüge, Schalen, Fibeln und Schnallen von schöner Arbeit. Lauriacum war auch ein Hafen der Donauflotte, und zwar war derselbe dort, wo ein Donauarm, die Kühwamme, sich mit dem Hauptstrome in einer kleinen ruhigen Bucht vereinigt; der Ort heißt heute Eughagen. Neben dem Lager erhob sich allmählig aus den Canabae (Ansiedlungen von Händlern, Veteranen und dergleichen) die Civilstadt, welche in späterer Zeit ebenfalls befestigt wurde. Diese Fortificationen wurden unter Kaiser Valentinian (364 bis 375) von den Truppen ausgebeffert. Der Begräbnißplatz der Lauriacenser war auf dem Nischberge. Zu Severins Zeit war Lauriacum der festeste Punkt des Landes. Der Rugenkönig Java eroberte es aber dennoch und war nur mit Mühe von dem Plane abzubringen, die Einwohner nach Faviania (Mautern) zu verpflanzen. Als auf Odovakars Befehl die Romanen aus Noricum nach Italien abzogen, wurde die vom besten Theile der Bewohner verlassene Stadt eine Beute der Alemannen. Ob sich eine kümmerliche Ansiedlung erhielt, ja, ob der Name Lorch mit Lauriacum zusammenhängt, ist zweifelhaft. Erst 791 erscheint der erstere wieder.

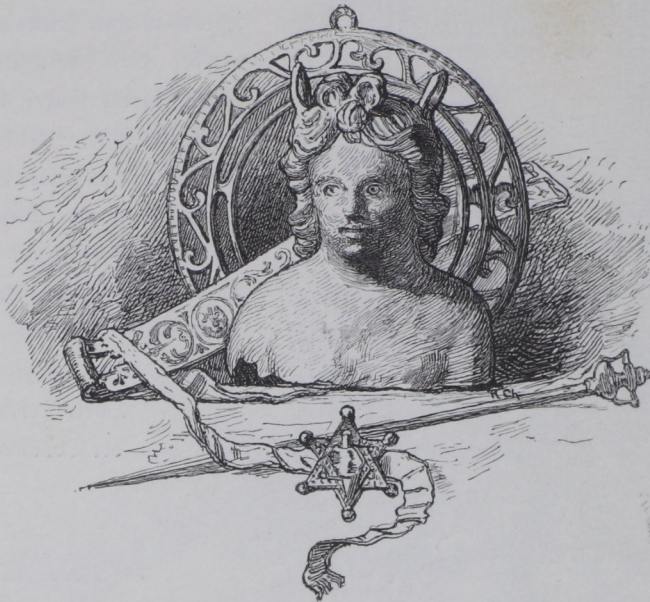
Über die Regierung und Verwaltung des Landes Noricum können wir nur einige Daten mittheilen. Zur Zeit des alten großen Noricum hatte der Procurator der Provinz seinen Sitz in Celeja (Gilli); nach der Theilung der Provinz unter Diocletian wurde wahrscheinlich Lauriacum Residenz des Praeses Provinciae, des „vir perfectissimus“ — allervortrefflichsten Mannes — wie er im Curialstil jener Zeit betitelt wurde. Den Befehl



Römischer Grabstein.

über die Truppen führte in älterer Zeit der Legat von Pannonien, seit der Trennung ein Dux spectabilis — wohlansehnlicher Heerführer — dem die Commandanten der einzelnen Plätze, der Tribun der zweiten Legion in Lauriacum, der Praefectus der Liburnarier (Pioniere) in Lentia und Joviacum und Andere unterstanden. In dieser Zeit bildete sich das System der „Grenzer“ aus und die Truppen heißen auch Limitanei oder Ripenses. Für die innere Verwaltung ließen die Römer die alte heimische Gauverfassung bestehen, nur daß jeder Gau einer Stadt attribuiert wurde; diese verwaltete denselben, in ihr fanden die Gau-landtage statt, welche einen hauptsächlich religiösen Charakter hatten, der im Dienste des „Gottes-Kaisers“ und „Roma der Göttin“ gipfelte. Vorort des uferländischen Noricum, dem beinahe das ganze heutige Oberösterreich südlich der Donau attribuiert

war, ist Obilava. Es nahm als Colonie den höchsten Rang unter den Städten ein. In der Entfaltung des römischen Wesens eilte Noricum, dessen Bewohner als nicht sehr kriegerisch geschildert werden, den anderen Donaulandschaften voraus. Aus der Mischung römischer Bildung und einheimischer Kraft entwickelte sich ein eigenthümliches Leben. Leider ist kein Bauwerk im Lande erhalten; auch hervorragende Werke der Gießerei oder Sculptur fehlen, doch sind einzelne der zahlreichen kleineren Werke nicht ohne eigenthümlichen Werth, wie ein Mercur aus Bronze und ein Marmorrelief, Leda mit dem Schwane, beide aus Enns, die Reliefs von Hörsching und andere. Manche Dinge wurden in Fabriken erzeugt; so bestand in Lauriacum eine ärarische Schilderfabrik, in Wels eine Thonwaarenfabrik. Kunstreiche Goldarbeiter werden in der Lebensbeschreibung St. Severins erwähnt. Den Wohnungen der Reicheren fehlte nicht der Schmuck von Mosaikböden. Grabsteine stattete man künstlerisch aus, wie den des Privatius in Enns. Die materielle Cultur des Landes war unter römischer Herrschaft weiter gediehen; der Handel mit dem Emporium Aquileja einerseits, den Barbaren anderseits war bedeutend; Viehzucht, Land- und Alpenwirthschaft, sowie Weinbau waren die Nahrungsquellen der Bevölkerung.



Bronze-Nadel und Fibel, Faunbüste.